

Josef KREINER (Hrsg.): *Ryūkyū in World History*. (= JapanArchiv: Schriftenreihe der Forschungsstelle Modernes Japan; Bd.2). Bonn: Bier'sche Verlagsanstalt 2001. ISBN 3-9806179-7-1.

Als Folge der tiefgreifenden globalen Veränderungen der jüngsten Zeit ist weltweit eine intensive Debatte um die Wiedererstarkung Asiens zu verzeichnen. Gerade auch in Japan wird diese Auseinandersetzung unter dem Schlagwort einer „Hin- bzw. Rückwendung“ des Landes zu seinen ostasiatischen Nachbarregionen geführt. In dieser komplexen Thematik kommt den „Südlichen Inseln“ Japans, also dem Okinawa- bzw. Ryūkyū-Archipel, eine zentrale Rolle zu.

Über einen Zeitraum von 500 Jahren hinweg, von 1372 bis 1872/79, hatte das kleine Königreich Ryūkyū einen treuen Tributstaat Chinas dargestellt, dessen Oberschicht in außerordentlichem Maße sinisiert war. Die enge kulturelle und politische Ausrichtung auf China hin eröffnete dem Inselreich nicht nur die Schätze der chinesischen Kultur, sondern, im Rahmen des offiziellen Gesandtschaftsverkehres, auch die Vorteile eines ausgedehnten Handels, der die Insel Okinawa mit ihrer Hauptstadt Shuri, dem heutigen Naha, im 15. und 16. Jahrhundert zum bedeutendsten Handelsplatz Ostasiens werden ließ.

Im Jahre 1609 jedoch hatte sich Satsuma, das südlichste der unter der Regierung der Tokugawa vereinigten Lehensgebiete, in einer militärischen Aktion des südlichen Königreiches bemächtigt, um sich selbst die Vorteile des von Okinawa ausgehenden China-Handels zu sichern. Ryūkyū war damit zu einer Außenbesitzung des japanischen Lehensgebietes Satsuma geworden, nicht aber zu einem vollwertigen und gleichberechtigten Teil des politischen Japans der Tokugawa-Zeit.

Diese komplizierte Herrschaftsstruktur – das sog. Kondominium Chinas und Japans, bzw. Satsumas, über das kleine Königreich – endete erst mit dem Entstehen des neuen japanischen Kaiserreiches der Meiji-Zeit, das seine militärische Sicherheit vor allem durch die offene Flanke im Süden bedroht sah und, gegen den erbitterten politischen wie diplomatischen Widerstand Ryūkyūs selbst, das Königreich in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts endgültig militärisch annektierte und als „Präfektur Okinawa“ dem neuen japanischen Nationalstaat eingliederte.

Doch ist unübersehbar, daß Ryūkyū aus offizieller japanischer Sicht bis weit in die Meiji-Zeit hinein, d. h. bis ins 20. Jahrhundert, als kulturell andersartiges, fremdes, unjapanisches und letztlich ausländisches Gebiet gegolten hat. So vermag es auch nicht zu verwundern, daß noch im Jahre 1914 ein ausländischer Beobachter, Edmund Simon, vollkommen wertneutral, im Sinne einer Tatsachenfeststellung, von Okinawa als der ersten der japanischen Kolonien sprechen konnte.¹ Wenn in hiesigen Medienberichten Okinawa auch in neuerer Zeit als „Japans Kolonie im eigenen Lande“ bezeichnet wird, so ist das folglich nicht nur im Sinne einer polemischen Provokation zu verstehen. Vielmehr spiegelt sich darin die Situation einer Region, die, vom Beginn ihrer Geschichte bis zur endgültigen „Rückgabe“ an Japan im Jahre 1972, nur für den verschwindend geringen Zeitraum von insgesamt 66 Jahren, von 1879 bis 1945, einen unzweideutigen politischen Bestandteil Japans dargestellt hatte.

1 Vgl. E. SIMON: *Beiträge zur Kenntnis der Riukiu-Inseln*. (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, Bd.28), Leipzig 1914:2; vgl. Klaus ANTONI „Zur historischen Legitimation des japanischen Anspruchs auf die Ryūkyū-Inseln: Tametomo oder die Dämonie der Fremde“, in: *Oriens Extremus*, 30. Jahrgang, 1983–1986: 85–120.

Der Titel des vorliegenden Buches läßt aufhorchen, da er entgegen der üblichen Praxis nicht das japanische „Okinawa“ ins Zentrum der Aufmerksamkeit stellt, sondern vielmehr das historisch gewachsene, und in der Moderne untergegangene „Ryūkyū“. Es stellt sich somit die Frage, ob die Beiträge diesem programmatischen Anspruch gerecht werden und tatsächlich aus dem Schatten der überkommenen, japanzentrischen „Okinawa-Kunde“ heraustreten können.

Hier kommt der überaus sachkundigen Einleitung des Herausgebers („Ryūkyūan History in Comparative Perspective“, S. 1–39) eine Schlüsselstellung zu. Kreiner gibt zunächst einen knappen Überblick über die allgemeine Geschichte Ryūkyūs, von den Anfängen bis zum Jahr 1972. Kritisch werden die japanischen Theorien (Yanagita Kunio) zur Ethnogenese und kulturellen Entwicklung des Raumes diskutiert, ebenso die frühen Berichte in den japanischen Quellen. Doch ist eindeutig, daß in historischer Zeit auf den Inseln in bezug auf die Legitimation von Herrschaft „a philosophy of mandate different from that of the Japanese Tennō lineage“ (S. 3) existiert hat. Eindrucksvoll auch die Schilderung des *Ryūkyū-shobun*-Prozesses, „the doing away with Ryūkyū“ (S. 11; vgl. auch den Beitrag von Smits in diesem Band) während der frühen Meiji-Zeit. In dieser Periode wurde die Region einer umfassenden Assimilation an das Wertesystem und die politischen Normen des neuen japanischen Kaiserreiches unterworfen.

Konsequent diskutiert Kreiner im folgenden die Stellung „Ryūkyūs as Part of Japanese History“, um im Anschluß die gegenteilige Position – „Ryūkyū and the History of China and East Asia“ – zu durchleuchten. Auch die Beziehungen Ryūkyūs zu Europa und dem Westen allgemein finden eine umfassende Beachtung, zunächst die frühen Kontakte im 16. Jahrhundert, später dann die des 19. Jahrhunderts. Erstaunlich für den Rezensenten, daß dem überaus wichtigen Thema „Perry“ hier keine Aufmerksamkeit geschenkt wird. Commodore Perry hatte sein Hauptquartier während der Bemühungen um die „Öffnung“ Japans an keinem anderen Ort aufgeschlagen als auf Okinawa; sein Expeditionsbericht gilt bis heute als eine der wichtigsten ethnographischen Quellen zur Beschreibung der Region, die wir aus jener Übergangsphase besitzen.² Überaus hilfreich dagegen die Synopsen zwischen den wichtigsten historischen Ereignissen Ryūkyūs, Japans, Chinas und Europas (u. a. S. 32). In seinen abschließenden Reflexionen über „Ryūkyū in Global Conflict: The 20th Century“ (S. 34ff.) widmet sich der Autor vornehmlich den japanisch-amerikanischen Beziehungen, innerhalb derer „the Okinawa question grew to become the stumbling stone“ (S. 36).

Welche Schlußfolgerungen zieht die Einleitung nun aus der Kernfrage nach der Stellung Ryūkyūs gegenüber seinen (stets übermächtigen) Nachbarn? Kreiner betont eindeutig die verbindende Rolle des Inselbogens, „forming a bridge between China and the cultures of South and Southeast Asia with Japan“ (S. 39). Hier erkennen wir im Grunde die Erwartungshaltung des offiziellen Japan gegenüber Okinawa als einer „Brücke“ nach Asien (s. u.). Nach Kreiners Auffassung sei jedoch endlich von Seiten Japans anzuerkennen, daß die japanische Kultur auf zwei Säulen ruhe, von denen die eine, gleichberechtigte, die Kultur und Sprache Ryūkyūs sei: „Only the realisation of this fact makes it possible to appreciate the immensely rich diversity of Japanese culture.“ (a. a. O.)

So sehr der Autor in seinem Plädoyer für die Anerkennung der kulturellen Vielfalt Japans Unterstützung verdient, stellt sich doch die Frage, ob die abschließende Feststellung nicht auf halbem Wege stehen bleibt. Könnte nicht mit ebenso guten Gründen,

2 M. C. PERRY: *Narrative of the Expedition of an American Squadron to the China Seas and Japan*. Washington DC 1856.

historischer wie kultureller Art, die Ansicht vertreten werden, daß an den Gestaden der Ryūkyū-Inseln Japan in Wirklichkeit sein Ende findet, da hier ein anderer, eigenständiger Raum beginnt?³ Josef Kreiners einleitende Ausführungen stellen einen wertvollen Beitrag zu dieser in Zukunft sich ohne Zweifel noch verstärkenden Diskussion dar.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes basieren zum größten Teil auf Vorträgen, die anlässlich des internationalen Symposiums „Ryūkyū in the History of East Asia, Asia and the World“ im Rahmen des 27. Deutschen Orientalistentages in Bonn (30. September bis 2. Oktober 1998) gehalten wurden. Sie umfassen ein weites Spektrum der Okinawa- und Ryūkyū-Forschung und machen den Band schon jetzt zu einem unverzichtbaren Standardwerk dieses Forschungszweiges.

Ihren besonderen Wert erhalten die Texte durch die in der Regel deutlich erkennbare komparative Ausrichtung. Ryūkyū wird selten nur für sich gesehen, sondern meist in Relation und Austausch mit den umliegenden kulturellen, historischen, politischen oder auch wirtschaftlichen Räumen. Sogar ein dezidiert „okinawaisches“ Thema wie die religiöse Stellung der „Heiligen Frauen“ Ryūkyūs findet im hervorragenden Beitrag von Monika Wacker seine kulturvergleichende Dimension. Die historischen Untersuchungen von Wolfgang Marschall und Engelbert Jorissen befassen sich mit den Außenbeziehungen Ryūkyūs, mit der arabischen Welt und Portugal, dem der Archipel vor allem unter dem in der Literatur häufig anzutreffenden Namen „Lequios“ bekannt war. Arano Yasunori weitet diese Einzelbetrachtungen aus, hin zu einer Gesamtschau der Stellung Ryūkyūs in der ostasiatischen Welt des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Satsuma-Annexion des Jahres 1609 findet in diesem Beitrag ihre Erklärung in den außenpolitischen Intentionen des *bakufu*: „Since the Tokugawa government was trying by all means to make contact with the Chinese court, the Ryūkyū Kingdom was important as one of the routes to the China court.“ (S. 141)

Die Frage der Beziehungen zu China steht dann ganz im Mittelpunkt des folgenden Beitrages von Takara Kurayoshi (übersetzt von Tomoe Kreiner), der den internationalen Handelsbeziehungen die wichtigste Rolle in diesem Kontext einräumt. Im Beitrag von Gerhard Müller werden diese Handelsbeziehungen auf das traditionelle chinesische Tributsystem zurückgeführt. Wie der Autor ausführen kann, waren die beiden dem Reich der Mitte am loyalsten eingestellten Tributsaaten stets „Korea and the Kingdom of Ryūkyū“ (S. 157) gewesen, und „Chinese records state that, among all of the barbarians, Ryūkyū proved to be the most loyal servant of the Ming Dynasty“ (S. 161).

Zur Bekräftigung dieser Aussage sei hier zusätzlich auf das historische Wahrzeichen des Königreiches Ryūkyū verwiesen, ein Tor mit einer Inschrift aus dem Jahr 1554, in welcher das Königreich vom damaligen chinesischen Kaiser als (in jap. Lesung) *Shurei no kuni* („Land der Sittlichkeit“) gepriesen wird, dies aus chinesischem Munde die höchste aller denkbaren Auszeichnungen. Das Tor, *Shurei no mon*, bildet heute wieder das Zentrum des vor wenigen Jahren rekonstruierten Schloßbezirks in Naha/Shuri.

Die hohe Auszeichnung durch den chinesischen Kaiser ist nur aus der Geisteswelt des Konfuzianismus verständlich, und so scheint der folgende Beitrag von Gregory Smits das anstehende Thema genau zu treffen: „Ryūkyūan Uses of Chinese Confucia-

3 Der Rezensent hat bereits vor längerem, vor Kenntnis des hier besprochenen Werkes, einen kleinen Aufsatz verfaßt, der sich mit dieser Frage auseinandersetzt: „Wo endet Japan – Okinawa als Japans Brücke nach Asien?“, in: Wolfgang SEIFERT/Asa-Bettina WUTHENOW (Hrsg.): *Festschrift für Wolfgang Schamoni*. (Im Druck).

nism“, doch zeigt die Lektüre, daß er sich mit dem Konfuzianismus in Ryūkyū nach der Satsuma-Annexion, d.h. während der Zeit des chinesisch-japanischen Kondominiums, befaßt. Wie tief auch während dieser Periode der chinesische Einfluß war, zeigt Smits Resümee zur Stellung des Königs von Ryūkyū im 18. Jahrhundert, „[who] assumed the persona of a small-scale Chinese emperor, a Confucian-style sage“ (S. 178).

Die folgenden Beiträge widmen sich dem westlichen Einfluß auf den Archipel. Patrick Beillevoire betrachtet in einem außergewöhnlich umfangreichen und detaillierten Aufsatz die französische Regierungspolitik des 19. Jahrhunderts gegenüber dem Königreich. Diplomatische Noten aus jener Zeit zeigen dabei deutlich, daß die Zuordnung Ryūkyūs entweder zu Japan oder China noch während der Meiji-Zeit ebenso umstritten war wie eine damals noch ebenso denkbar scheinende politische Unabhängigkeit (vgl. S.252, Anm.111). Von einer eindeutigen Zugehörigkeit Ryūkyūs zu Japan konnte in jenen Tagen keine Rede sein.

Der Text von Teruya Yoshihiko stellt zum ersten Mal jene westliche Macht ins Zentrum der Aufmerksamkeit, die für die Region im 20. Jahrhundert so schicksalsmächtig werden sollte, die Vereinigten Staaten von Amerika. Doch von den späteren kriegerischen Auseinandersetzungen ist hier noch nichts zu spüren, vielmehr wird das Image Ryūkyūs als eines Friedensreiches in der Wahrnehmung amerikanischer Friedensbewegungen des 19. Jahrhunderts analysiert. Dieses Klischee hat übrigens auch in Europa für lange Zeit das Bild Ryūkyūs nachhaltig geprägt und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg nicht zuletzt durch George Kerrs Standardwerk aus dem Jahre Jahre 1958 (*Okinawa. The History of an Island People*) fest in der Außenwahrnehmung Ryūkyūs/Okinawas verankert.

Ein weiterer Beitrag von Gregory Smits befaßt sich mit dem eingangs bereits genannten Prozeß der tiefgreifenden, erzwungenen Assimilation des Archipels an den neuen Nationalstaat Japan: *Ryūkyū shobun*, die „Maßregeln gegen Ryūkyū“. In aller wünschenswerten Deutlichkeit stellt Smits diesen Vorgang in den Kontext der geistigen Grundlagen des jungen kaiserlichen Japan und seiner vorherrschende *kokutai*-Ideologie: „... the term *shobun* was essential for the integrity of Japan's *kokutai*.“ (S.299). In Anlehnung an die Untersuchungen von Allan Christy legt Smits dar „that Okinawa should be included in studies of Japanese colonialism“ (S.301); es sei zu untersuchen, „to what extent Okinawa may have been Japan's first colony“ (a. a. O.). Schließlich stellt er fest, daß „this foreign kingdom [was incorporated] into sovereign *kokutai* of the Meiji state“ (S.304). Eine solche Schlußfolgerung läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Leider überspringt der Band jenes tragische Kapitel in der Geschichte, für das der Name Okinawa seine traurige Berühmtheit erlangt hat: die Rolle der Insel(n) als „unsinkbarer Flugzeugträger“ des Mutterlandes während des Pazifischen Krieges, und darin die schrecklichen Ereignisse während der „Schlacht um Okinawa“ im April 1945. Es wird so sein, daß sich für dieses Thema kein kompetenter Beiträger gefunden hat, doch sollte dieses Desiderat in zukünftigen Forschungen nicht weiter aus dem Blickfeld geraten.

So wendet sich der Band jetzt der Nachkriegszeit zu. In einem eigenen Beitrag widmet sich Gabriele Vogt der Lage Okinawas während der US-amerikanischen Militärverwaltung, die erst mit der Rückgabe im Jahre 1972 ein Ende fand. Tanaka Akihiko untersucht anschließend Okinawas Rolle in den japanisch-amerikanischen Beziehungen seit den 1990er-Jahren, während Gabe Masaaki das heute so vordringliche Problem der amerikanischen Militärbasen behandelt.

Mit seinem vorletzten Beitrag verläßt der Band die Ebene des wohlabgewogenen akademischen Diskurses und wechselt unvermutet über ins Fach der politischen Polemik. Kein anderer als Chalmers Johnson ist der Autor dieses Textes („Okinawa between the United States and Japan“, S.365–394), in dem jener vom Saulus zum Paulus, vom ehemaligen „Paten des Revisionismus“ zum schärfsten Kritiker der gegenwärtigen US-Politik konvertierte prominente amerikanische Politikwissenschaftler seine Analyse der amerikanischen Okinawa-Politik vorträgt. Johnson, der selbst einen äußerst kritischen Sammelband zum Thema Okinawa herausgegeben hat (*Okinawa: Cold War Island*) unterzieht in seinem Beitrag die Politik der USA, aber auch die Japans, einer radikalen Kritik. Zwei Leseproben mögen die Schärfe seiner Anklagen dokumentieren: Okinawa ist in Johnsons Augen „a Japanese version of Puerto Rico or Hawaii“ (S.369), und: „Since 1945 to the present, Okinawa has been an American military colony.“ (S.373). Daß es dem Autor letztlich doch um die Interessen der USA im asiatisch-pazifischen Raum geht, dokumentiert sein Schlußsatz: „The United States should dismantle its satellites in East Asia in an orderly manner before they rise up against the United States, as the former Soviet Union's satellites did in Eastern Europe.“ (S. 389) Es bliebe zu fragen, ob diese Feststellung, dem Stand des Jahres 1998 entsprechend, auch noch heute von Chalmers Johnson so formuliert würde, ein Jahr nach dem 11. September 2001.

Gegenüber der scharfen Polemik Chalmer Johnsons hat es der abschließende Beitrag des Bandes naturgemäß schwer. Hier entwirft Koji Taira die Vision eines politisch und wirtschaftlich befreiten Okinawas im 21. Jahrhundert, das in Form einer Freihandelszone damit wieder an die glorreiche Vergangenheit anschließen könnte, da Shuri das Zentrum des gesamten Ostasienhandels dargestellt hat.

Okinawa ist erst jüngst in das Blickfeld der internationalen Öffentlichkeit gerückt, als dort im Juli 2000, unter größtem diplomatischen Aufwand, die reguläre Sitzung der Staats- und Regierungschefs der sog. G 8-Staaten stattfand. Der Gastgeber Japan hatte als Konferenzort diesen zunächst exotisch anmutenden Platz, weitab von allen bedeutenden Zentren der zweitstärksten Weltwirtschaftsmacht, sehr bewußt gewählt, um damit ein deutliches politisches Signal international auszusenden. Okinawa sollte als sinnbildliche Brücke einer neuen Hinwendung Japans nach Asien, insbesondere nach Südostasien und China verstanden werden.

Auf Okinawa selbst wurde dem bedeutenden Ereignis selbstverständlich allergrößte Aufmerksamkeit zuteil. Doch lag der Focus hier weniger auf der für Japan zu erfüllenden Brückenfunktion, sondern weit mehr auf einer erhofften zukünftigen Stärkung der Position Okinawas selbst. Der Gouverneur der Präfektur Okinawa, Inamine Keiichi, ein insgesamt regierungstreuer Politiker, der den „auführerischen“ Ota Masahide abgelöst hatte, wies am 26. November 1999 in einem Grußwort für die Gipfelteilnehmer auf die kulturhistorische Problemebene im Verhältnis Okinawas zum Hauptland hin. Der kontroverseste Satz in seiner Erklärung war sicherlich in dem Hinweis zu sehen, Japan stelle keineswegs ein Land mit einer „homogenen“ Kultur dar.

Da der Regionalpolitiker dieses Credo und Dogma des modernen japanischen Nationalstaates offiziell in Zweifel zog, auf die Eigenständigkeit von Kultur und Geschichte der Region Okinawa verwies, wurde ein Grundkonflikt des modernen Japans in bemerkenswerter Deutlichkeit angesprochen. In der Tat zeigt sich anhand der Okinawa-Ryūkyū-Frage die ganze Problematik der seit der Meiji-Zeit erhobenen Selbstdefinition Japans als einer homogenen Kultur in einem zentralistischen Staat.

In der Präfektur Okinawa wird vermehrt auf die große eigene Geschichte verwiesen, und die Eigenständigkeit der selbständigen Ryūkyū-Kultur und Geschichte wird beschworen. Hier kommt nicht zuletzt ein deutlicher Wunsch nach vermehrter Autonomie innerhalb des japanischen Staates zum Ausdruck. Okinawa gerät damit in die Position eines Prüfsteines für die gesellschaftlichen, ökonomischen und kulturellen Öffnungstendenzen, die von offizieller Seite in Japan derzeit so gern beschworen werden.

Der Beschäftigung mit Okinawa wird künftig eine vertiefte Bedeutung für die internationale Analyse ostasiatischer Entwicklungen insgesamt zukommen. Für Japan zeigt sich, daß mehr und mehr Okinawaer offensichtlich zu der Überzeugung gelangen, der Archipel sei nicht bloß als Japans Brücke nach Asien zu verstehen, sondern stelle eine kulturell und historisch selbständige Einheit dar. Es ist somit sinnvoll, sich gerade jetzt intensiv mit dieser ansonsten so vernachlässigten Region zu befassen. Das von Josef Kreiner, einem der renommiertesten Kenner der Okinawa-Ryūkyū-Problematik, herausgegeben Buch kommt also zum richtigen Zeitpunkt.

Das bemerkenswert Neue am wissenschaftlichen Ansatz und generellen Blickwinkels dieses, mit insgesamt sechzehn Beiträgen umfangreichen, Bandes zeigt sich schon in seinem Titel: Es ist „Ryūkyū“, dessen Stellung in der Weltgeschichte nachgezeichnet werden soll, nicht aber einschränkend „Okinawa“. Hier zeigt sich ein deutlicher Paradigmenwechsel in der Wahrnehmung des zwischen den japanischen Hauptinseln und Taiwan gelegenen Archipels. Konnotiert der Begriff Okinawa, vor allem in seiner Benennung für die gesamte Präfektur, deutlich den japanischen Anspruch auf die Südin-seln, so markiert der Terminus Ryūkyū ebenso deutlich den Anspruch der Region auf kulturelle und historische Eigenständigkeit.

Für diese wichtige Debatte eine verlässliche Material- und Diskussionsgrundlage, auch für die weitergehende Forschung, geschaffen zu haben, darin liegt der große Wert des vorliegenden Bandes.

Klaus Antoni, Tübingen